

TV/Radio-kritisch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **28 (1976)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ein Stück amerikanischer Geschichte, eine romantisierende Darstellung Roosevelt'schen Interventionismus'. Trotz der durchwegs schwach agierenden Schauspieler würde man dem handwerklich gut gemachten Film wohl einen gewissen Unterhaltungswert veranschlagen, wenn er eben nicht mehr sein wollte als ein Unterhaltungsfilm. Aber da beginnen die Schwierigkeiten: Die Darstellung politischer, militärischer und diplomatischer Gegebenheiten gerät völlig daneben. Roosevelt erscheint als rauhbauziger Bilderbuch-Präsident, die amerikanischen Diplomaten glauben wohl, mit je tieferer Stimme sie sprächen, desto gewichtiger seien ihre Worte, die marokkanischen Paschas und Sultans sind degenerierte Hanswürste – mit Ausnahme des tapferen Raisuli natürlich. Da eine Persiflage wohl nicht beabsichtigt war, werden die Gestalten mit diesen Klischees unfreiwillig verulkt. Dieser aufgesetzte Klimbim von einer Haupt- und Staatsaktion, den Milius glaubte veranstalten zu müssen, vergällt einem zwei unbeschwerte Kinostunden, auf die man bei jedem mittelmässigen Unterhaltungsfilm Anrecht hat.

Nach gehabtem Wüsten-Spuk bleiben dennoch zwei Fragen hängen. Die stets adrett frisierte Mrs. Pedecaris übersteht die Wochen ihrer Entführung im Berberland ohne jeden Schaden, und man erinnert sich an das von der Öffentlichkeit längst vergessene Schicksal der Madame Claustre im Tschad. Ein zweiter beängstigender Gedanke lässt sich lange nicht verscheuchen: Was, wenn die im Film aufgetretenen Politiker, Militärs und Diplomaten tatsächlich solche Dummköpfe wären, als die sie – unbeabsichtigt – dargestellt werden ... ?

Kurt Horlacher

TV/RADIO-KRITISCH

Die Ängste der Menschen

*«Die Hellseherin», Komödie von André Roussin mit Gisela Uhlen in der Titelrolle.
Regie: Bruno Kaspar*

André Roussin ist ein Autor, dessen subtile Frechheiten das Boulevard-Theaterpublikum der frühen sechziger Jahre amüsierte. Im Boulevard ist auch seine Komödie «Die Hellseherin» angesiedelt, die vom Fernsehen DRS in einer Eigeninszenierung unter der Regie von Bruno Kaspar gebracht wird. Das Wort «Boulevard-Theater» weckt bei uns leicht den Eindruck des allzu Leichten und Unverbindlichen, ja des beinahe künstlerisch Minderwertigen. Dieser Ruf besteht zu Unrecht, denn gerade das französische Boulevardtheater kann auf eine lange und glanzvolle Tradition zurückblicken. Der Pariser Boulevard, Tummelplatz der – vorwiegend grossen – Gesellschaft, wird auf der Bühne zur Lupe zwischenmenschlicher Beziehungen. Ein Vorrecht des Boulevard-Theaters ist, dass auf seiner Bühne Gewagtheiten, sei es erotischer oder moralischer Natur, ausgesprochen werden können, die wohl unter anderen Umständen kaum toleriert würden. Der Hauch des Amusements entbindet von der Verpflichtung, Bezugspunkte im Leben zu suchen und weckt nicht den fatalen Eindruck, selbst angesprochen zu sein.

Der Autor Roussin versteht es meisterhaft, gerade auf dieser Klaviatur zu spielen. Seine Stärke ist der geistreiche, witzige und brillant formulierte Dialog. Der Zuschauer findet also den Einstieg und die Beziehung zum Stück weniger durch das sorgfältig gestaltete Bild dieser Inszenierung als vielmehr durch das Ohr. Das Sujet ist, wie immer bei Roussin, nicht Selbst-, sondern Mittel zum Zweck; hier die Hellseherin, diskret und inkognito, bei der Menschen von denen man es kaum vermutete, ihre geheimsten und bedrückendsten Ängste in der Hoffnung auf Befreiung äussern.



Boulevard-Theater am Bildschirm: Gisela Uhlen und Hanna Burgwitz in «Die Hellscherin»

Ein Stück also, das nur so einlädt, Witz und Ironie über eine angeblich so aufgeklärte Gesellschaft auszugießen, die doch nicht ohne ihr Tarot, ohne Glaskugel und weise Eule existieren kann.

Ich möchte es Bruno Kaspar hoch anrechnen, dass er darauf verzichtet hat, das Stück so auf den Bildschirm zu bringen, wie es sicher schon dutzendmal auf der Bühne zu weit besserer Wirkung gebracht wurde, als dies das Fernsehbild zulässt. Statt dessen findet er im Stück nicht nur den Geist und die Brillanz, sondern auch die Tiefe und nützt die Intimität des Bildschirms, um in Abgründe menschlichen Seelenlebens hineinzuleuchten, wie dies wiederum die Bühne kaum zulässt. Dass Bruno Kaspar als Talk-Master seinen Abschied genommen hat und statt dessen nun vermehrt als Regisseur tätig sein wird, halte ich für eine glückliche Entscheidung. Noch gibt es in seiner Inszenierung handwerkliche Mängel. So hätte der Regisseur beachten müssen, dass sich die Schauspieler zu sehr auf die Qualität und Tragfähigkeit des Textes verlassen und darob lässig werden, diesem Text schauspielerisch eine Basis und ein mit der Sprache des Körpers ausgedrücktes Gleiches entgegenzusetzen. Die löbliche Ausnahme bildet Rainer ZurLinde, dessen Auftritt als Journalist dem Zuschauer als Delikatesse der Schauspielkunst zu besonderer Beachtung empfohlen sei. Auch der Bildschnitt sollte in manchen Dialogen – besonders Schnitt und Gegenschnitt – ruhiger werden; es entsteht sonst der Eindruck des Stereotypen und wirkt in dem adagiomässigen Tempo, das Kaspar wohlthuend durchhält, als Fremdkörper. Alles in allem bietet die Inszenierung ein empfehlenswerter Fernsehabend für Freunde des distinguierten Theaters.

«Das Interview» Fernsehspiel von Yvette Z'Graggen, mit Agnes Fink und Renate Schroeter. Bearbeitung und Regie: Joseph Scheidegger.

Der Inhalt des Stückes ist einfach, ja banal. Gezeigt wird die Produktion einer Fernsehsendung; eine Bestsellerautorin (Agnes Fink) wird vor der Kamera durch eine Journalistin (Renate Schroeter) zu ihrem Buch befragt. Beziehungen zwischen Geschriebenem und Erlebtem werden von der Journalistin vermutet und hartnäckig erfragt und von der Autorin ebenso kategorisch in Abrede gestellt: bis die mit viel

Energie und Raffinesse erstellte und verteidigte Fassade zusammenbricht und am Ende das Geständnis vorliegt, mit dem Schreiben eines Buches den Versuch unternommen zu haben, sich von einer drückenden Schuld zu befreien.

Eher unüblich dagegen ist die Entstehung des Stückes. Zwei Schauspieler wurden von der Autorin Yvette Z'Graggen mit der Situation und dem groben Handlungsablauf bekanntgemacht. Dann spielten sie das Stück frei improvisierend, ein Tonband hielt den Dialog fest. Daraus wurde ein Hörspieltext. Der nächste Schritt war nur logisch und führte zum Fernsehspiel. Dazu wurde der Stoff um die Zusätze erweitert, welche die Atmosphäre eines Fernsehstudios während der Produktion wiedergeben, und den beiden Schauspielerinnen erneut einen weiten Spielraum zur Adaptierung, Änderung und Erweiterung des Textes zugestanden. Das Resultat ist ein nicht alltägliches Fernsehspiel von grosser Dichte, das Begegnung mit grosser Schauspielkunst ermöglicht.

Schon nach wenigen Minuten weiss der Zuschauer, wie die Sache enden wird, vom Handlungsablauf allein ist mithin keine grosse Spannung zu erwarten. Umsomehr kann nun die Aufmerksamkeit auf das Wie gelegt werden, auf die Art und Weise, in der dieses psychologische Katz-und-Maus-Spiel durchgeführt wird. Den Schauspielern ist eine schwierige Aufgabe gestellt. Einerseits sollen sie einen Text wohl präpariert zur Hand haben – also doch eine Rolle spielen – auf der anderen Seite muss ihr Dialog unbedingt den Eindruck des spontan Improvisierten erwecken. Dies gelingt Agnes Fink besser als Renate Schroeter die, besonders am Anfang, den Eindruck nicht vermeiden kann, ihre Rolle gut gelernt und, schlimmer noch, auch wohl studiert zu haben. Aber dies wird im Verlauf des Stückes immer mehr überdeckt durch das grossartige Spiel der Agnes Fink, die allein durch die vielen Register ihrer Schauspielkunst die immerhin bestehende Gefahr der Eintönigkeit und Langeweile zu bannen weiss. Als Mangel empfand ich, dass der Dialog der beiden Frauen keine zwischenmenschliche Beziehung der beiden Interviewpartnerinnen erkennen liess.

Hans-Dieter Leuenberger

Degenerierter Fernseh-Sport

Ski fährt die ganze Nation. Nicht nur auf schmalen und breiteren Latten zur Förderung der persönlichen Fitness, sondern seit einigen Jahren intensiv am Bildschirm. Es gibt kaum mehr eine Weltcup-Konkurrenz, die das Schweizer Fernsehen nicht live in die guten Stuben sendet, und die Siegerfahrten gehören im Winter zum eisernen Bestandteil der Tagesschauen, wie Staatsbesuche und Katastrophenmeldungen. Was, so muss gefragt werden, macht die Attraktivität des Skirennsportes am Bildschirm aus? Und die eindeutige Antwort darauf lautet – so grotesk dies erscheinen mag – seine bildschirmgerechte Vermarktung, die vor allem durch die eingeblendete Laufzeit geprägt wird. Ich wage die Behauptung, dass kein Mensch sich mehr Skirennen am Fernsehen anschauen würde, wenn die laufende Uhr verschwände. Und es gehört in der Tat zu den besonders ärgerlichen Zwischenfällen für Kommentatoren und Zuschauer, wenn «Swiss Timing» pannenhalber vorübergehend ausfällt. Denn die Fahrweise der Besten vor allem im Abfahrtslauf, der attraktivsten Disziplin im alpinen Skisport, entzieht sich am Bildschirm der Beurteilung durch den Zuschauer und mitunter auch des Kommentators. Wahrgenommen werden nur ganz schwerwiegende Fehler, und im Gegensatz zu den Behauptungen der nun in solchen Fällen ihr Fachwissen ausspielenden Sportberichterstatte, ist es nicht einmal so sicher, dass gerade hier die entscheidenden Sekundenbruchteile eingebüsst werden. Die zweite Abfahrt am Lauberhorn jedenfalls strafte die Feststellung Karl Erbs Lügen, wonach das Rennen im berüchtigten S vor dem Zielschuss gewonnen werde, was auch für den Laien sichtbar sei. Franz Klammer siegte jedenfalls, obschon er gerade an dieser Stelle schwer schnitzerte.

Die Behauptung, die technische Entwicklung des Materials habe den alpinen Skisport revolutioniert – sie wird auch in sog. Sport-Fachorganen immer wieder erhoben – ist allenfalls eine Teilwahrheit. Schnelleres Material, wie es heute zweifellos zur Verfügung steht, kann durch entsprechende Linienführung der Rennstrecken immer kontrolliert werden; soweit nämlich, dass auch die Kapuze am windschlüpfri-gen Anzug, welche die Luftwirbel im Nacken des Fahrers verhindern soll, zur lächerlichen Überflüssigkeit wird. Der Skirennsport hat sein Gesicht nicht durch Materialverbesserungen verändert, sondern in erster Linie durch seine Herabwürdigung zum Gladiatorensport durch das Fernsehen. Die Abfahrt, die Krone des alpinen Skirennsports, die vom Fahrer einst eine vollkommene Beherrschung des Skis und eine maximale Beurteilung des Geländes erforderte, lebt heute von ganz anderen Kriterien: vor allem von einem nahezu schrankenlosen Draufgängertum und einer Unbekümmertheit um alle Gefahren, die beide allein noch zum Sieg führen. Dass etwa ein Bernhard Russi nicht mehr zum Gewinnen kommt, hat nichts, aber auch gar nichts mit einem Formrückgang zu tun – er fährt brillanter und stilistisch sicherer als je zuvor –, sondern mit seiner Reife und Intelligenz. Die richtige Einschätzung des Risikos, der objektiven Gefahr, setzt bei ihm eine Hemmungsschwelle, die den rücksichtslosen Einsatz verhindert. Moderne Abfahrtspisten sind heute den Hochgeschwindigkeitskursen des Automobilrennsports gleichzusetzen, mit dem Unterschied, dass Schneedicke, -beschaffenheit und Witterungseinflüsse zu kaum richtig einzuschätzenden Gefahrenherden führen. Und hier nun liegt neben der eingeblendeten Zeitmessung die zweite «Attraktivität» für den Fernsehzuschauer. Ein Rennen ohne Zwischenfälle ist langweilig. Der Zuschauer fordert den Nervenkitzel des Sturzes bei Tempi, die ungefähr jenen der zugelassenen Höchstgeschwindigkeiten auf unseren Autobahnen entsprechen. Und das Fernsehen liefert sie franko Haus: in der Originalgeschwindigkeit, in der Zeitlupe, die, wenn's ein besonders spektakulärer Sturz war, pflichteifrigst wiederholt wird. Dasselbe Fernsehen, das mit seiner seltsamen Sportmoral züchtig wegschwenkt, wenn sich zwei Eishockey-Teams auf dem Rink in die Haare geraten, geil seine Zuschauer mit furchterregenden Unglücken auf, welche immer häufiger die Gesundheit der Fahrer bleibend schädigen und immer öfter letal enden. Dabei wird, wie jüngst in Wengen, gar eine neue Rekordliste geführt: die Transportzeit eines Schwerverletzten von der Piste bis ins Spital... «Rollerball» ist nicht mehr weit.

Das Fernsehen beherrscht den Skisport immer totaler: nicht nur, indem die Durchführung eines Weltcup-Rennens ohne seine finanzielle Mithilfe gar nicht mehr möglich wäre, sondern weil es die Formel der Austragung bestimmt. In welchen Abständen gestartet wird, entscheidet heute nicht mehr die Vernunft, sondern das allmächtige Fernsehen. Und in Val d'Isère wurde kürzlich, dem Fernsehen zuliebe, das Abfahrtsrennen über Mittag durchgeführt, obschon nach übereinstimmenden Auskünften der Fachleute und der Fahrer die Bedingungen (vor allem Lichtverhältnisse) am Morgen wesentlich günstiger gewesen wären. Parallelen zum Automobilrennsport drängen sich immer mehr auf: Hier wie dort lassen sich die Organisatoren durch die «Allmacht Fernsehen» zu unvernünftiger Handlungsweise hinreissen; hier wie dort sind es gutbezahlte Artisten des Showbusiness, die Kopf und Kragen riskieren. Mit dem kleinen Unterschied, dass im Skirennsport immer auch junge, ehrgeizige Nachwuchsfahrer über Pisten gejagt werden, die ihre Fähigkeiten übersteigen. Die Statistik beweist, dass sie es vor allem sind, die auf der Wallstatt dieser Brot-und-Spiele-Mentalität bleiben: als Tote oder als Krüppel in einem Paraplegiker-Zentrum. Das Fernsehen hat den alpinen Skirennsport – vor allem die Abfahrt, denn Riesenslalom und Slalom erfordern vom Zuschauer ein weit grösseres Fachverständnis und sind durch die geminderten Geschwindigkeiten weit weniger spektakulär bei Ausfällen, bieten aber dem Kenner der Materie viel mehr als ein Abfahrtslauf – zum Show-sport par excellence gemacht. Die Einsicht gebietet dringend eine kritische Haltung gegenüber einer Sportart, die sichtbar degeneriert. Doch davon ist gerade beim Fernsehen DRS herzlich wenig zu spüren. Mit einer gehörigen Portion Chauvinismus

– der individuelle Skirennsport wird in einer geradezu blödsinnigen Verkennung der Tatsachen zum Mannschaftssport deklariert – wird kritiklos gefeiert, was sich auf den Pisten ereignet, mag es noch so makaber sein. Wie es um den sportlichen Gehalt des zurecht so benannten Skizirkusses bestellt ist, belegte Sportchef Martin Furgler unfreiwillig und entlarvend jüngst in der National-Zeitung: «Falls wir (in Innsbruck) über weniger glückliche Stunden als in Sapporo berichten müssen, hoffe ich, dass der Zuschauer das nicht uns Kommentatoren anlasten wird.» Der Fernseh-Kommentator als Prügelknabe der Nation bei olympischem Versagen: Diese Rolle hat er sich systematisch selber aufgebaut durch die undifferenzierte Verherrlichung und unhaltbare Überwertung einer Sportart, die für jene, die sie noch vor wenigen Jahren liebten, längst keine mehr ist. Urs Jaeggi

«Kassensturz-Extra»: Versuch einer populären Darstellung von Wirtschaftsfragen

«Kassensturz», eine der beliebtesten Sendungen des Fernsehens DRS (siehe ZOOM 1/76), begann das neue Jahr mit einer Diskussionsrunde. Im Studio 4 erörterten sechs Experten verschiedene Möglichkeiten, aus der wirtschaftlichen Rezession herauszukommen: die beiden Volkswirtschaftler Prof. Emil Küng und Prof. Silvio Borner, Dr. Fritz Ebner vom Vorort, Nationalbankdirektor Professor Leo Schürmann, Dr. Rudolf Bieri von der Finanzverwaltung des Bundes und Dr. Waldemar Jucker vom Gewerkschaftsbund (man beachte die Anhäufung akademischer Titel). Diskussionsleiter waren Roger Schawinski und André Francioli. Nach einem kurzen Einleitungsfilm der Kassensturz-Redaktion wurden in der Runde verschiedene Massnahmen zur Belebung der Wirtschaft erörtert: Man könnte beispielsweise zusätzlich Arbeitsplätze schaffen oder der Exportindustrie mit gezielten Massnahmen unter die Arme greifen oder die Kaufkraft erhöhen oder... Die Diskussionsteilnehmer waren sich über Wirksamkeit und Dringlichkeit der vorgeschlagenen Massnahmen nicht einig, was dann eben zu Diskussionen führte, respektive führen sollte. Es geht hier nicht darum, Argumente und Positionen zu wiederholen und zu werten oder den Diskussionsverlauf zu beschreiben, sondern vielmehr um die Frage, wie gut solche Gespräche unter Wirtschaftsfachleuten für die Ausstrahlung über die elektronischen Massenmedien geeignet sind.

Roger Schawinski versuchte, die Fachleute durch gezielte, teilweise provozierende Fragen zu einer klaren Stellungnahme zu bewegen, was ihm streckenweise gut gelang, manchmal aber mit einem «So-einfach-ist-das-nun-auch-wieder-nicht-Blick» eines Experten quittiert wurde. Die Redezeit war auf eine Minute beschränkt, und die beiden Diskussionsleiter drängten auf einen speditiven Diskussionsverlauf, in einer Art und Weise, die manchmal beinahe an Unhöflichkeit grenzte, jedoch den Zweck, die Verhinderung langer Monologe, bestens erfüllte. Eine Zusammenfassung am Schluss jeder Runde und die schon erwähnten Filme sollten das Verständnis fördern. Die Diskussionsteilnehmer ihrerseits bemühten sich, von ihrem Fachjargon wegzukommen, Fremdwörter aus dem Wirtschaftsleben zu vermeiden.

Man sieht: Jeder war bemüht, dem Zuschauer den Zugang zur schwierigen Materie zu erleichtern. Trotzdem verlor sich die Diskussion zu oft in Einzelheiten, wurde unklar und für den Laien kaum verständlich. Man fühlte sich an eine Parodie erinnert (sie kommt, glaube ich, von Loriot): Der Einfluss des Zinsniveaus auf den Wechselkurs des Schweizerfrankens (dies als Beispiel) sei so und so, nach einer anderen Meinung aber so, also umgekehrt, und der Laie stellt die Existenz von zwei verschiedenen Ansichten fest, kann aber bei deren Begründung kaum noch folgen, geschweige denn, kritische Distanz dazu nehmen. Deshalb war es streckenweise recht mühsam, der Diskussion zu folgen, umso mehr, als sich keiner der Experten richtig aus dem Busch klopfen liess und alle es verpassten, klare Alternativen vorzustellen.

(So war denn weder in Dr. Jucker vom Gewerkschaftsbund der Vertreter der Arbeitnehmer, noch in Dr. Ebner vom Vorort der Vertreter der Arbeitgeber klar zu erkennen.) Die Schwierigkeit, so komplexe Probleme wie Fragen der Wirtschaft verständlich darzustellen, den Zuschauer dafür zu interessieren, Langatmigkeit und Langeweile zu vermeiden, kam in dieser Sendung einmal mehr klar zum Ausdruck. Genug der Kritik. Trotz allem waren im Fernsehen schon viele schlechtere, aber kaum je bessere Wirtschaftssendungen zu sehen. Im Vergleich etwa zu Dr. Höfners Frühschoppen in der ARD, wo Wirtschaftsthemen oft unheimlich trocken abgehandelt werden, war dieser «Kassensturz-Extra» doch ein gelungener Schritt in Richtung auf eine populäre Darstellung von Wirtschaftsproblemen. «Kassensturz» hat sich darin schon seit längerer Zeit positiv hervorgetan, auch wenn die Bemühungen des verantwortlichen Teams, wirtschaftliche Vorgänge und Zusammenhänge sichtbar zu machen, in gewissen Kreisen auf heftige Opposition stossen.

Hanspeter Bundi

Konfliktlösung am Radio: einmal anders

Zur neuen Sendereihe «Ich-Du-Wir» für Kinder und Jugendliche

«Vertragen, nicht schlagen» heisst es im Untertitel einer neuen Radio-Sendereihe im «Treffpunkt Welle 2». Im Verlaufe des Radio- und Fernsehalltags werden Kinder und Jugendliche mit einer Unmenge von Konflikten und Konfliktlösungen konfrontiert. Viele dieser angebotenen und vordemonstrierten Auswege im Widerstreit sind weder erwünscht noch entsprechen sie der kindlichen Wirklichkeit. In den TV-Spots, die gerade auf kleinere Kinder eine ausgeprägte Faszination ausüben, heisst die Lösung Konsum, in den Western- und Krimiserien und oft genug auch in der politischen Berichterstattung ist es Gewalt und Gegengewalt, in Familienserien werden wirklichkeitsfremde Schein-Harmonisierungen angeboten. Wir wissen nicht, welche langfristigen und möglicherweise asozialen Auswirkungen ein solcher Radio- und Fernsehkonsum auf die Kinder hat. Aber ernst zu nehmende Beobachter konstatieren eine beunruhigende Zunahme von handfesten bis gewalttätigen Auseinandersetzungen auf den Pausenplätzen. Wenn dies tatsächlich zutrifft, so sind dafür sicher eine Reihe von Faktoren mitentscheidend. Vor diesem Hintergrund, den weiter zu entfalten und mit der eigenen Erfahrung zu bereichern jedem Leser selber überlassen sei, kommt der neuen Radio-Sendereihe «Ich-Du-Wir. Verstehen und helfen. Vertragen, nicht schlagen. Kinder meistern Situationen» für Kinder und Jugendliche eine besondere programmpolitische Bedeutung zu, die vor allem darin besteht, dass den zahlreichen Konfliktlösungs-Klischees im übrigen Radio- und Fernsehprogramm der Versuch entgegengesetzt wird, die Kinder für ihre wirklichen Probleme eigene Lösungen suchen zu lassen. So heisst es denn in den Vorüberlegungen zur neuen Reihe: «Das Radio – so deuten verschiedene einschlägige Untersuchungen an – sollte für das Kind ein Medium sein, das es, ganz abgesehen von der eigenen, mit der manchmal brüchigen Welt der Erwachsenen konfrontiert und sie frühzeitig dafür sensibilisiert, dass die heutige Realität auch verändert werden kann, dass Konflikte und Probleme gelöst werden können – allerdings nicht mit Däumchendreher, sondern durch eigene Überlegungen und Aktivität.»

Die Reihe, von Hans Flury, Jeanette und Martin Plattner gestaltet und geleitet, umfasst drei Teile. Im ersten Teil wird der Kindergruppe im Studio eine Szene vorgespielt. Darin ist ein Problem dargestellt, für das es eine eindeutige Lösung gibt. Sie zu finden ist die Aufgabe der jungen Studiogäste. Sie erhalten dazu verschiedene Kärtchen, auf denen Gegenstände oder Personen abgebildet sind, die bei der Lösung entweder helfen oder nicht helfen können. Die Schwierigkeit besteht darin, die Helferkärtchen herauszufinden und so zur Lösung zu gelangen. Auch im zweiten Teil

(Telephonteil) wird zunächst ein aktuelles Problem in Form einer Hörspielszene vorgestellt. Bei der Lösung können die Zuhörer mitwirken, wenn sie vor der Sendung ihre Teilnahme angemeldet haben. Das Los entscheidet darüber, wer während der Sendung angerufen wird. Der dritte Teil gilt einem Konflikt, wobei die Hörer die Lösung auf schriftlichem Weg zum Ausdruck bringen können. Gruppen von Erwachsenen werten dann die eingegangenen Lösungen aus.

In der Sendung vom 6. Januar zeigten sich sowohl Vor- wie Nachteile. Der relativ komplizierte Ablauf und die mehrfachen Teilnahmemöglichkeiten wirkten vorerst undurchsichtig, verwirrend. Doch dürfte sich dies im Verlauf von mehreren Sendungen rasch einspielen. Nicht gerade radiogerecht scheinen mir die Kärtchen, weil der Nur-Hörer abseits steht. Er erfährt durch die im Studio anwesenden Kinder, was darauf zu sehen ist. Oder ging es schlicht um Reklame für die (mehrmals genannten) Ravensburger Spiele? Ferner würde der Sendung ein Spannungsmoment gut bekommen. Zu überlegen wäre auch, ob die drei Teile nicht stärker voneinander abgehoben werden sollten (etwa durch Musik), um dem Hörer Verschnaufpausen zu geben. Dadurch würde die immerhin 45minütige Sendung auch einen klareren Aufbau erhalten. Dagegen fiel einmal mehr die spielerische Leichtigkeit auf, mit der Jeanette und Martin Plattner durch die (auf weite Strecken direkt ausgestrahlte) Sendung führten. Der Live-Charakter verlebendigte die Sendung (trotz der oben angebrachten Vorbehalte) und ging Hand in Hand mit der angestrebten Aktivierung der Hörer, die übrigens alle Altersstufen erfasste.

Eine Mitwirkung ist auf dreifache Weise möglich: Die Hörer können am Telephonteil mitmachen, wobei die vorherige schriftliche Anmeldung neben der Adresse auch die Telefonnummer mit Vorwahl enthalten muss. Auf einer Postkarte können Vorschläge für eine mögliche Lösung des Konfliktes, der am Schluss der Sendung vorgestellt wird, eingeschickt werden. Schliesslich können sich Gruppen von Erwachsenen für die Auswertung der eingeschickten Lösungsvorschläge anmelden. Die Adresse lautet: Radio Studio Basel, Ich-Du-Wir, Postfach, 4024 Basel. Die Sendung steht in diesem Jahr noch an folgenden Tagen auf dem Programm: 17. Februar, 30. März, 11. Mai, 22. Juni, 14. September, 26. Oktober und 7. Dezember, jeweils um 17.15, im 2. Programm. An diesen Daten fällt, nebenbei bemerkt, deren Unregelmässigkeit auf, was für die Bildung von festen Zuhörergewohnheiten nicht förderlich ist.

Sepp Burri

BERICHTE/KOMMENTARE

Der Rundfunkpionier Paul Bellac

Am 5. Dezember 1975 starb in Bern im Alter von 84 Jahren der Radio- und Fernseh-pionier und Nestor der Rundfunkpublizisten Ingenieur Paul Bellac. 1891 als Bürger von La Chaux-de-Fonds in Wien geboren, studierte Bellac an der dortigen Technischen Hochschule Maschinenbau. Bereits als junger Ingenieur erkannte er die Bedeutung des Radios, das nach dem Ersten Weltkrieg auch in Europa Fuss fasste. Durch seine publizistische Tätigkeit war er 1924 massgeblich an der Gründung des österreichischen Radios, der Österreichischen Radioverkehrs AG RAVAG, beteiligt. 1925 wurde er Chefredaktor der offiziellen Programmzeitschrift «Radio Wien», 1933 Direktor des Presse- und Propagandadienstes der RAVAG und Stellvertreter des Programmdirektors. Nachdem aus politischen Gründen für ihn in Österreich keine Bleibe mehr war, kehrte er 1938 in die Schweiz zurück und fand bei der Generaldirektion der SRG, der damaligen Schweizerischen Rundspruchgesellschaft, ein neues